

(Nachdruck verboten.)

Unter dem Schutze des Gesetzes.

16) Von Maria Konopnicka.

Eine Stunde später wurde sie in das Rathhaus abgeführt und ihre junge Herrin führte die ganze Woche nachher das große Wort in allen Damenitzungen. Keine von ihren Bekannten nämlich war im Stande, von ihren Dienstmädchen einen ähnlichen „Skandal“ zu berichten.

VI.

Als der Häfcher in Hankas Begleitung in dem dritten Hof des Rathausgebäudes erschien, waren die vergitterten Fenster, durch die man hier und da die eingeschlagenen Scheiben sehen konnte, angefüllt mit Männer- und Frauenköpfen. Davon machten selbst die sogenannten bürgerlichen „Kammern“ keine Ausnahme, in denen Personen ihre Strafen abbüßten, die auf Standesprivilegien Anspruch hatten.

Den Gegenstand der Neugierde dieser ganzen Galerie bildete ein schmutziger, kotbedeckter, magerer Pudel, den der Wächter apportieren und auf den Hinterpfoten stehen lehrte. So oft der Hund eine aufrechte Haltung annahm, herrschte oben eine Stille, die nur von vereinzelt Ausrufen unterbrochen wurde: „Er wird standhalten! . . . Er wird nicht standhalten! . . .“ Sobald aber der erschöpfte Pudel seine ermattenden Pfoten vor der Zeit sinken ließ und der dicke Riemen seines Herrn von schweren Giebeln auf seinen zitternden Rücken niederfauste, erhob sich ein rasendes Lachen und Stampfen mit den Füßen, das im Verein mit dem jämmerlichen Heulen des Hundes einen wahren Höllenlärm verursachte.

Das Erscheinen des Häfchers mit seinem Fange bewirkte eine Ablenkung der allgemeinen Aufmerksamkeit von diesem Spektakel. Der Wächter verfehlte dem Hund einen Fußtritt, daß er entsetzlich wimmernd in einer Reihe von ununterbrochenen Purzelbäumen nach der entgegengesetzten Seite hinfiel und die groben und schrillen Stimmen wandten sich dem Neuangekommenen zu.

„Väterchen! Väterchen! Wie gehts?“

„Guten Morgen, Väterchen! Guten Morgen! Guten Morgen!“

Dem Häfcher schmeichelte offenbar diese Popularität. Er erhob den Kopf, kniff das linke Auge zu, winkte scherzhaft drohend mit den langen mageren Fingern zu den Fenstern hinauf, und zeigte bei seinem Lächeln einige gelbe große Zähne, die gleich Ruinen in einer Brandstätte in dem verheerten Munde ragten.

Der Lärm wurde immer größer.

„Was? Kommst Du von der Jagd Väterchen? Wie ist's gegangen? Ist heute da?“ schrien die Einen.

„Fräulein! Fräulein! Lassen Sie doch das Tuch fallen!“ brüllten die Andern.

„Hierher mit ihr. Zu uns!“

„Bring sie her, Väterchen!“

„Seid still, Räuber!“ schrien die Frauen und streckten drohend Köpfe und Fäuste durch die eingeworfenen Scheiben nach der Männerabteilung hin.

„Seid selber still, Weiberpack!“ antworteten die Männer.

„Heh, Du Tölpel, hörst Du nicht, daß man zu Dir spricht?“

„Versez ihr eins in den Nacken, Väterchen! Gut!“

Hanka schritt aufrecht dahin, gleichmäßigen, raschen Schrittes, in ihren Bewegungen lag eine Art düsterer Entschiedenheit. Die stark zusammengezogenen Brauen gaben ihrem Gesichte das Gepräge entschiedenen Schmerzes. Die schmalen Lippen zuckten leicht, und die starren Blicke schienen in einen Abgrund der Verzweiflung zu schauen. So durchschritt sie den Hof, das Thor, die Treppe, und erst als man sie am Ende des zweiten Korridors in einer Zelle unterbrachte, lehnte sie sich mit den Schultern gegen die Wand, als müßte sie sonst umfallen, nahm eine gebückte Haltung an, ließ die Hände sinken, und ihre Augen schweiften wie irr in dem großen schmutzigen Raum umher, wo sie, gemäß dem Wortlaute des Gesetzes, eine zweiwöchentliche Arreststrafe abbüßen sollte, für ihre Flucht aus dem Orte ihrer

Verbannung. Diese Stube war eigentlich kein Gefängnis, sondern nur eine scheußliche Station, über die sich immer neue Wellen von Elend, Verkommenheit und Schande hinwegwälzten, um hier ihre Spuren zurückzulassen. Einige schmutzige, aus rohen Brettern zusammengefügte Britzchen bildeten ihre einzige Einrichtung. Einige betrunkene Weiber scharrten auf den Britzchen und einige andre drängten sich an die Thür, um die Neuangekommene zu sehen und auszufragen.

Sie erlebten bald eine Enttäuschung; das war ein „dummes Ding“, mit dem man keine zwei vernünftige Worte sprechen konnte.

Zu Mittag brachte man einen Zuber mit Grübe, bei dem ein heftiger Krieg um die ranzigen Fettgrießen entstand. Hanka beteiligte sich an diesem ersten Mittagmahle nicht. Niemand lud sie ein; einen Löffel hatte man für sie nicht gebracht. Sie war zu spät angekommen. Die Grübe war für sie nicht „ausgerechnet“, wie die älteren Bewohnerinnen der Stube behaupteten.

Aber Hanka verspürte keinen Hunger, verlangte nichts, sondern rollte sich wie ein Knäuel zusammen und sehte sich auf die Erde; das Gesicht verhüllte sie mit dem Tuch.

Bald senkte sich der Abend. Die Nacht kam und bei dem flackernden Lichte der über der Thüre angebrachten Laterne konnte man das Ungeziefer wahrnehmen, mit dem die Wände besät waren. Als die Schlafstunde da war, entstand ein neuer Kampf um die Britzchen, den erst der Wächter beschwichtigen mußte. Der Streit um die besseren Plätze tobte so lange, bis der Wächter dazwischen trat und die Fluchenden und Jammernden zur Ruhe zwang. Als er sich entfernte schimpften sie noch lange gegen einander, bis sie der Schlaf bewältigte. Auch Hanka war in lauernder Stellung in einem Winkel eingeschlafen.

Nur nach Mitternacht weckte sie ein Lärm, auf dem Korridor. Die Kiegel an der Thür knirschten, und in die Zelle wurde ein Mädchen gebracht, das unter lautem Lachen sich mit den Wächtern balgte und sie anschimpfte. Hanka erkannte sie sofort. Es war Manka Gresskas. Sie sah aus, als hätte man sie unmittelbar von einem Straßenbarchanal hergeholt. Das leichte, rosige Kleidchen zeigte an der Seite einen weiten Riß, in den Haaren hatte sie eine zerknüllte Papierrose, ihre Wangen glühten, der Busen war ungenügend mit einem Tuch bedeckt. Sie war offenbar betrunken. Sie klammerte sich an den Armel des Wächters, der sie fort schleifte, und wollte ihn um keinen Preis fortklassen.

„Hu . . . u . . . u!“ Wie kalt es hier ist! Die reine Hande-bude . . . Man kann den Hauch mit Händen fassen . . . Hier werde ich Euch ja zu Tode erfrieren . . . Herr Wächter, spendieren Sie doch mal Schnaps, oder was . . . Hu—u—u!“

„Halt's Maul!“ donnerte der Wächter mit grober Stimme, während das Mädchen ihn herumzerterte. Es war ihm unmöglich, sie abzuschütteln.

„Sonst aber wollen wir ein kleines Tänzlein machen, Herr, Wächter . . .“

Sie brach in ein tolles Lachen aus und wirbelte mit ihm im Kreise herum.

„Hu . . . ha!“ trillerte sie und stampfte mit dem Fuß zum Takte der Melodie.

„Loslassen, Du!“ brüllte der Wächter, außer sich vor Wut.

„Was loslassen? . . . Ist etwa heute nicht Fasching? Nur wollen wir die Beine nicht recht dieuen. Diese Beistien müssen wir was im Schnaps eingegeben haben . . . Rum, Herr Wächter . . . Vorwärts! Nach links . . . nach links! . . .“

Sie wankte, stieß gegen eine Britzche an und fiel zu Boden. Im Fallen lachte sie noch, aber sie erhob sich nicht mehr.

„Au, wie mir das im Kopf faust . . . Au!“

Der Wächter entfernte sich, die Thür geräuschvoll ins Schloß werfend.

Gegen Morgen gab es wieder einen Höllenlärm. Man schleppte einen Haufen Weiber herbei, die man in den Hintergäßchen und Diebeshöhlen aufgefeselt hatte.

Sie waren die Verkörperung der Schande und des Elends: abgemagert, schmutzbedeckt, in Lumpen gehüllt; die meisten

waren noch jung, einige hatten blaue Beulen im Gesicht, alle trugen das Brandmal der äußersten Verkommenheit auf der Stirn.

Zwei von ihnen hatten Säuglinge an der Brust. Einige stürzten sich sofort auf die Brüste, um sich einen Platz zu sichern, aber die von dem Lärm geweckten Inhaberinnen wehrten ihnen schreiend und stuchend den Zutritt. Andre sanken in gänzlicher Erschöpfung zu Boden. Endlich wurde es still. In dieser Stille ertönten Seufzer.

Jene zwei Wochen, die Hanka im Rathause verbrachte, hinterließen tiefe Spuren in ihrem ganzen festsicheren Wesen. Sie wurde weis und stark gealtert. Der Instinkt des Hasses reifte in der stickigen Atmosphäre dieser großen schmutzigen Stube, gedieh, erweiterte sich und umspannte ihr Inneres, nißte sich in ihrem Herzen ein, wie ein giftiger Wurm. Wenn man zu ihr sprach, so preßte sie die Zähne zusammen, um nicht einen Fluch auszustößen. Die Sorge lag auf ihrem Herzen, Tag und Nacht, wie ein großer schwerer Stein.

Als die Frist abgelaufen war, führte man sie zusammen mit Kanka nach dem Hauptgefängnis. Sie sollte, diesmal schon mit einer ganzen Partie, wieder in die Verbannung geschickt werden. In der Kanzlei harrete bereits ein ganzes Häuflein Arrestantinnen der Ankunft des gnädigen Herrn Rat. Der gnädige Herr Rat hatte sich heute verspätet. Gestern hatte man bei ihm zu Hause eine Partie Whist gespielt; er hatte kein Glück gehabt und sich erst spät am Morgen erhoben; er war etwas verdiebstlich und ungeduldig.

Der gnädige Herr Rat sprach gern und oft von seinen humanitären Grundfäden. Das verfehlte ihn in Nahrung, erfüllte seine Brust mit erhabenen, seligen Gefühlen. In der Ausübung seines mühseligen Amtes traf es sich häufig, daß ihn unter der linken Rippe etwas wie ein Zucken, ein Nigeln beschlich, das ein empfindsamer Mensch vielleicht Gewissensbisse genannt hätte. Aber er erinnerte sich sogleich, wie human, wie sehr human er doch war, und das gab ihm die vollständige Seelenruhe, das innere Gleichgewicht wieder. Auch diesmal hatte er Grund, dieses Mittel zu versuchen, doch jenes Nigeln war hartnäckiger denn je.

Hanka, die an der Thür stand, fing an, am ganzen Leibe zu zittern.

In diesem Augenblick bemerkte sie der Herr Rat und rief sie mit gnädiger Miene herbei:

„Nacharowna! Was machst Du hier? Du bist also durchgebrannt?“

Sie erschrad noch mehr und ließ das Haupt sinken.
„Ah! Weißt Du, das hätte ich Dir aber niemals zugeraut.“

Der Herr Rat verfügte über eine leichtfließende Rede, die zuweilen sogar bilderreich werden konnte. Aber seine größte Wonne war das Moralpredigen. Dadurch schuf er, und das war sein Ruhm, eine ethische Atmosphäre in der seiner Obhut unterstellten Anstalt. Und wenn es auch manchmal um diese Atmosphäre nicht zum besten bestellt war, so war jedenfalls nicht der Mangel an väterlichen Ratschlägen und Ermahnungen von seiner Seite daran schuld. Jetzt freilich befand er sich in ärgerlicher Stimmung und mußte überdies auch noch die Partie expedieren, und doch konnte er sich das Vergnügen nicht verjagen, eine kleine Ansprache an diese verlorenen Seelen zu halten.

„Wie?“ fuhr er schon in einer höheren Tonlage fort.
„Ich habe Dich stets für eine ordentliche Arrestantin gehalten, die ich immer den andern als Muster hinstellte, und Du konntest Dir so etwas zu Schulden kommen lassen? Ist Dir das Herumbagabondieren lieber als die Arbeit, als ein ehrliches, ein rühriges Leben? Ich habe Dich als ordentliches Mädchen allein hingeschickt und da bereitest Du mir eine solche Schande vor der Welt? Na, siehst Du, sag' selber, was Du verdienst!“

Hanka schwieg.
„Ein so junges, ein so hübsches Mädchen!“ hob der Rat nach einer Pause wieder an. „Du hättest ja noch Dein Glück machen können! Wär's nicht besser gewesen, in Dienst zu gehen, ein ehrliche Beschäftigung zu suchen, unter anständigen Leuten ein anständiges, christliches, gottgefälliges Leben zu führen?“

Hier fühlte der Herr Rat, daß ihm die Beiwörter ausgingen. Doch war er sich bewußt, von seinem Standpunkt aus noch einige Bemerkungen hinzufügen zu müssen.

„Das Gesetz, mein liebes Kind,“ rief er, „verdammte keinen. Das Gesetz will, daß der Frevler sich bessere, nicht, daß er zu Grunde gehe. Daher riß Dich das Gesetz mit

Abticht aus den früheren Verhältnissen und Verlockungen, und gab Dir Gelegenheit, ein neues Leben zu beginnen, umgab Dich mit seinem wohlthätigen Schutze, um Deine moralische Wiegergeburt zu ermöglichen. Hier, wie dort, sahst Du stets Menschen um Dich, die, wenn auch strenge, so doch väterlich mit Dir umgingen... Ist es etwa nicht so?“

Hanka schwieg.
„Man gab Dir die Freiheit wieder. Du konntest anfangen was Dir beliebte, nur in Ehren. Du konntest, bei bescheidenem Leben und da in der Dienststellung doch Deine täglichen Bedürfnisse befriedigt waren, etwas beiseite legen, Dir ein Sümmchen ersparen und am Ende heiraten. Diese drei Jahre der Verbannung, die Dir auferlegt waren, das war ein Segen für Dich. Du aber wolltest lieber durchbrennen, Dich einer Diebesbande anschließen!.. Nein, nein! Das hätte ich Dir nimmer zugetraut!“

Hanka preßte die Lippen zusammen, aus ihren Augen fielen schwere, helle, große Thränen. Die andern Weiber seufzten, eine wischte sich geräuschvoll die Nase.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wildenbruch-Premiere.

(Schauspielhaus: „Die Tochter des Erasmus.“)

Wenn das Klatschen eines ästhetisch völlig gleichgültigen Publikums einen Erfolg bedeutet, war es ein Erfolg. Die Fischer drangen nicht durch, wozu freilich ein Umstand beigetragen haben mag, der mehr mit dem Dichter als der Dichtung zu thun hat. Herr Grube erschien nämlich vor dem Vorhang und teilte dem Publikum mit, daß der Dichter nicht erscheinen könne, da er schwer erkrankt darniederliege. Unter diesen Umständen zu zischen hätte einen Grad von Gefühllosigkeit erfordert, der glücklicherweise nicht vorhanden war. Und so ward es denn ein Erfolg, womit wir indessen nicht gefast haben wollen, daß es am Ende nicht auch ohne dies Gefühlsmoment ein Erfolg geworden wäre. Im Gegenteil! Im Rahmen des Schauspielhauses ist Wildenbruch ein Dichter, der nicht nur den Erfolg wachrufen kann, sondern ihn, innerhalb dieses Rahmens, auch verdient.

Verzuchen wir zunächst die Handlung zu erzählen, wie sie der Dichter selbst erzählt hat, ohne uns auf kritische Ausstellungen einzulassen. Wir werden in die Zeit der Reformation versetzt und lernen den berühmten Gelehrten Erasmus in Augsburg kennen. Der Dichter versucht zunächst, uns von dem Klang seines Namens einen Begriff zu geben. Die Patrizier reifen sich um die Ehre, ihn zu beherbergen, gekränkte und gefaltete Herren schreiben an ihn, und was dergleichen Dinge mehr sind. Bald erscheint auch Ulrich von Hutten auf der Bildfläche, um dem Meister zu huldigen, den er schwärmerisch verehrt. Junge Humanisten folgen ihm, und der Jubel will kein Ende nehmen, bis dann der Dichter einen neuen Faden in die Handlung schlägt. Eine Frau wankt herein, die sich bald als das illegitime Weib des biederen Erasmus ausweist. Er hält sie in Löwen in einem goldenen Käfig gefangen und weigert sich, sie zu sich zu nehmen und sie vor der Welt anzuerkennen. Sie hat ihn gelammt, als ihn noch niemand kannte. Sie hat das Auge des jungen Mönchs auf die blühende Welt gerichtet und als er trotz allem die dumpfe Halle nicht vergessen konnte, schenkte sie ihm ihren Leib, um ihn auf immer der grämlichen Ascese zu entreißen. Der gelehrte Erasmus lohnte ihr das, indem er sich mit dem Töchterchen, das dem Verhältnis entsprach, auf und davon machte. Er liebt nur sich selbst, bemerkt das verlassene Weib, das nach Augsburg gekommen ist, um seine Tochter zu sehen; und damit beginnt die Gestalt des Erasmus, erkennbare Umrisse anzunehmen. Der gute Mann hat sich aber damit nicht begnügt, die Mutter zu verlassen, er zerstört auch noch im Herzen der Tochter das Andenken der Mutter. Er scheint durch und durch ein Gemütsmenschen zu sein, und sein Töchterchen entwickelt sich vorläufig durchaus nach seinem Ebenbilde. Sie liebt niemanden und sieht auch nicht ein, warum man das im Grunde muß. Sie pudt sich, trägt auf dem reichen Haar eine Krone und fährt die Männer am Narrenseil. Aber wie todt und herzlos sie auch sein mag, lebt in ihr doch eine Sehnsucht nach einem Mann, der fest bleibt und sich nicht an ihren Triumphwagen schirren läßt. In Hutten findet sie diesen Mann. Er bricht schließlich auch den kalten Eros, den sie ihrer Mutter entgegensetzt, und wir gewinnen nachgerade die tröstliche Zuversicht, daß sich zwischen den beiden schon etwas anbandeln wird.

Ganz glatt geht die Sache indessen nicht. Die Reformation, die schließlich auch durchgeführt werden muß, bewirkt allerlei unangenehme Verzögerungen. Zunächst ist der ehrliche Erasmus wieder das Narrensel, das Händel anfängt und den Handel stört. Hutten jauchzt Luther entgegen, während Erasmus es nicht mit dem Kaiser verderben will und allerlei feine und gelehrte Sachen über den „rohen Gaufen“ orakelt, der nunmehr beschworen werden soll. Es kommt zum Wortwechsel und weiterhin zum Krach. Erasmus bleibt selbstständig in seiner Gelehrtenklausur, während Hutten nach Worms geht.

In Worms ist Luther gerade im Begriff, sich vor Kaiser und Reich zu verantworten, was wir glücklicherweise nicht in der Theaterbeleuchtung Wildenbruchs zu sehen bekommen. Die Scene spielt

sich auf der Gasse vor dem Saal ab, in dem Luther spricht. Gutten erscheint; er hat sich an die Spitze eines bewaffneten Haufens gestellt, um seinen Helden Luther zu schirmen. Mit Gutten ist auch die Tochter des Erasmus erschienen, die richtig ihr Herz entdeckt hat und nun hinter Gutten herzieht, wie Rätchen von Heilbronn hinter dem Grafen von Straßl. Schließlich erscheint Luther auf der Wildfläche, gerade gut genug, um in einem lebenden Bild, das nun von der Volksmenge gestellt wird, die stumme Figur zu machen. Nicht als ob wir ihn gern hätten reden hören. Ach nein! Wir haben in den Reden der übrigen historischen Persönlichkeiten von Wildenbruchs Gnaden gerade genug und übergenug. Wir wollen nur darauf hinweisen, was so ein Theatermann alles unternimmt, um zu seinem Theatereffekt zu kommen.

Im letzten Akt sind wir schließlich in Basel. Einsam, vergrämt und verlassen finden wir Erasmus in seinem Arbeitszimmer. Luther hat ihn überstrahlt und mit Reid erfüllt. Seine Anhänger haben ihn verlassen und einige haben sogar (man schändere!) gegen ihn geschrieben. Seine Tochter ist verwundet — er weiß nicht wohin. Ein alter kleinlicher Mann ist Erasmus geworden, der die Welt anlächelt, weil sie ihn nicht genügend feiert, und sich an den Schneideleien wärmt, die in vergilbten Briefen stehen. Er hat verhindert, daß Gutten in Basel aufgenommen wurde und trägt so die Schuld, daß er weiter wie ein Bild durch die Lande geht wird. In dieser vergrämen und besetzten Einsamkeit erscheint nun seine Tochter. Es giebt eine Auseinandersetzung, und mitten in dieser Auseinandersetzung bringt ein Bote die Kunde von Gutten's Tod. Die Poppe — pardon, die Tochter des Erasmus, schlägt lang hin, steht dann aber wieder auf und trennt sich von ihrem Vater, dem sie es nicht vergeben kann, daß er an Gutten zum Verbrecher wurde. Erasmus bleibt zurück, ein alter Mann in einer alten Welt.

Wie man sieht, handelt es sich gar nicht um ein historisches Drama, obgleich Herr Wildenbruch historische Persönlichkeiten in einer Fülle aufmarschieren läßt, die selbst einem modernen Shakespeare zu schaffen geben könnte. Herr Wildenbruch hat es allerdings bequemer: er giebt seinen Helden einen historischen Namen und läßt sie dann laufen. Am meisten kann man dem Stück noch abgewinnen, wenn man es als eine Gelehrtentragödie auffaßt. Der peinliche Einbruch, den der grobe historische Theaterapparat verursacht, bleibt allerdings bestehen. Wenn der Dichter die Reformation bemüht, kommt er mit einer Gelehrtentragödie schlechtthin nicht davon; er muß uns dann freudlichst eine h i s t o r i s c h e Gelehrtentragödie geben und davon kann, wie gesagt, gar keine Rede sein. Aber auch als psychologische Dichtung ist das Stück schließlich grob und dürftig. Das Um- und- bei überwuchert vollständig, und statt tiefer Psychologie erhalten wir eine Charakteristik, die mit den billigsten Mitteln arbeitet. Hier und da merkt man in einer Einzelheit freilich immer noch den Dichter. Man sagt gelegentlich unwillkürlich „Donnerwetter!“ und bekommt ordentlich so etwas wie Respekt. Zwei Minuten später sieht man dann Tantalusqualen aus, weil die Handlung auf der Bühne ins unfreiwillig Komische umzuschlagen droht. Poetische Lichtblicke wechseln mit Stellen, die so leicht sind, daß einem geradezu die Schamröte in die Wangen steigt. Um der Lichtblicke willen ist die Kritik dem Dichter sehr entgegengekommen. Da Wildenbruch unter keinen Umständen Schaden anrichtet, ist dagegen auch nicht viel zu sagen. Daneben wollen wir aber doch lieber nicht vergessen, daß die ganze Sache mit der dramatischen Kunst gar nichts und mit der Kunst im allgemeinen wenig, sehr wenig zu thun hat. Die Darstellung war gut, wenn sie auch die langweiligen Gestalten natürlich nicht zu fröhlichem Leben erwecken konnte. Das beste Los hatte P o h l gezogen, der den Erasmus darstellte und besonders im letzten Akt sehr fein und sehr wahr spielte. —
Erich Schlaifer.

Kleines Heuilleton.

— Ueber Totengebräuche und Sagen in der Mark Brandenburg hielt Robert Nielle in der „Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin“ einen Vortrag, in dem er nach einem Bericht der „Voss. Zig.“ folgendes ausführte: Totengebräuche, in der breiten Masse des Volks ausgeübt, sollen einerseits das Wohl der Verstorbenen noch nach dem Hingange fördern, andererseits das Andenken bei den Ueberlebenden dauernd erhalten. Oft schon fällt in den Lenz des Lebens ein Schatten von dem unabwendbaren Geschick, wenn man zu gewissen Zeiten, in den Zwölften, der Neujahrsnacht, dem ersten Jahrestag zc. die Anzeichen zu erkennen glaubt, wann und wo der Tod seinen Einzug halten wird. Oder es sind gelegentliche Zeitercheinungen, wie ein zirpendes Heimgen in Hause, das Riden des Hauswurms, das plötzliche Stehenbleiben der Uhr, die den ungebetenen Schmitter verkünden sollen. Auf dem Werbellin laßt es laut über die Wellen beim Herrmannen des Gewalters Tod, und auf dem Wohliger See bei Rehnitz tanzt ein grüner Hut als Unheilsbote umher. Und manche ängstliche Seele zählt an den Aussen des Kuckucks die ihr noch vergönnten Jahre. Nach dem Verschwinden öffnet man das Fenster, um die Seele hinauszulassen; die Spiegel werden verhängt, Stühle oder Bänke, auf denen der Sarg stand, werden umgestürzt, damit nicht noch mehr Tote im Hause sich finden würden. Andererseits kann eine Verührung des Toten gewisse Krankheiten heilen, und so nimmt man denn auch gern etwas von den Stoffen, die zur Beisetzung dienen; ja, man schente sich noch vor vier

Jahren nicht, in die Andover Kirche bei Potsdam einzubrechen, um einen Fegen vom Leichentuche zu erlangen. Daher werden auch im Spreewald alle Ecken und Zipfel der Kleidung mit Nadeln festgeheftet, die Tragbahre umgekippt (in der Altmark) oder das Stroh, die Wagenrunge und Leitern, auf denen der Sarg stand, an gewissen Stellen der Dorfmark abgeworfen und verbrannt. Nach uralten Herkommen legte man dem Toten einen Zehrspeinnig (Totennünze) in den Sarg, vielfach auch in den Mund — ein Gebrauch, der an den Obolus der Griechen erinnert. Mehr als man annimmt, wird auf dem Lande an diesem alten Brauche festgehalten. Mit diesem Totenspeinnig zogen die Seelen der Abgeschiedenen, um ihn zu verpielen, nach einem merkwürdigen Ort zwischen der Oberwelt und dem Totenreich, der im Volksmunde Owerskrug, Übers-, Obis-, Nobis- oder Räberskrug heißt, sich in der Mark Brandenburg und in Norddeutschland in sehr vielen Klurnamen erhalten hat, und eine Büchse vom altgermanischen Mythos nach der christlichen Anschauung schlägt.

In der Mark war es vor einem Menschenzeitalter ganz allgemein üblich, durch Kronen und Kränze, die in den Kirchen aufgehängt wurden, das Andenken zu erhalten. Ursprünglich ist diese Sitte vielleicht in ganz Norddeutschland üblich gewesen; am längsten hat sie sich in der Mark und den östlichen Provinzen gehalten. Die Udermark, die auch in anderer Hinsicht eine kulturgeschichtliche Ausnahmestellung einnimmt, zeichnet sich durch zähes Festhalten am Alten aus. Ihr Verschwinden dort ging Hand in Hand mit dem in der Prignitz, wo sie sich nach der Elbe zu immer mehr verliert. Neben der Krone spielt noch der Kranz eine Rolle, der, ebenfalls mit Wändern verziert, aufgehängt wird. Häufig ist derselbe dem Jüngling, die Krone dagegen der Jungfrau zugewiesen, wobei es auch vorkommen konnte, daß der Jünglingskranz aus Wyrthe geflochten war. Beide, Kranz und Krone, blieben bis zur Gruft auf dem Sarge, wurden bisweilen aber auch dem Verstorbenen aufs Haupt gesetzt und erst nach der Bestattung in die Kirche übergeführt. Ein solches aus dem Jahre 1671 stammendes Wand- oder Totenbrett mit darauf befindlicher Krone aus künstlichen Blumen ist noch in Schwaneberg bei Prenzlau vorhanden. Einen schönen Zug verraten uns die Kranzbänder, welche zuweilen Monogramme, Sprüche und Lebenslauf enthalten. Auch Bitten an die Ueberlebenden, ihre Thränen zu stillen, lehren häufig wieder und erinnern an die uralte, schon in der Edda und dem Nibelungenlied erwähnte und von Helmsold für das 12. Jahrhundert bezeugte Sage von dem Thränenkruglein, das durch die Thränen der Mutter zum Ueberlaufen voll wird. Diese durch zahlreiche Volkslieder bestätigte Sage findet auch durch eine wendische Anschauung ihre Unterstützung, nach der man dem Toten die Nase raubt, wenn man auf den Sarg eine Thräne fallen läßt.

In der Grabdenkmälerform lassen sich drei Entwicklungsstufen verfolgen: Pfahl, Stele und Kreuz. Der einfache Pfahl ist aus Holz, selten verziert und ursprünglich wohl schon neben den Kronen üblich. Neben ihm tritt die Stele auf, um Namen und Daten aufzunehmen, und schließlich bildet sich aus dem Pfahl, unter Aufgabe der Stele, das Kreuz mit Inschrift. Interessant ist es, zu verfolgen, wie Sinnbilder, die heute nicht mehr in ihrer Bedeutung verstanden werden, zu Mythen Veranlassung geben. So hat eine schadhafte Stelle auf dem Grabstein des Bischofs Johann v. Wepelitz in Habelberg, der dort angebrachte Grund die Sage verursacht, daß der Bischof durch den Stich eines Lindwurms getötet worden sei. Auch der Humor hat sich hin und wieder auf die Kirchhöfe gewagt. So lautet in Tempzin eine der Grabinschriften: „Hier ruht meine Frau, — Die soviel Jahre gezankt mit mir. — Wandrer gehe fort von hier, — Sonst zankt sie noch mit Dir.“ Weniger ungalant ist das Gedächtnis einer Bauerfrau in Gräbendorf (bei Königs-Wusterhausen) geehrt: „Was gesprochen ist gehalten, — Ja es fanden sich noch Spalten, die das — Besprochene wollten spalten. — Gott gab mir einen kräftigen Sinn, — Es ist ein köstlich Ding, geduldig sind zc. 1844.“ Sehr beliebt waren Anspielungen auf die Thätigkeit der Verstorbenen. In Salzwehel lautet eine solche auf den 1711 verstorbenen Postmeister: „Eile nicht, Wandersmann, als mit der Post. Auch die geschwindeste erfordert Verzug im Posthause. Hier ruhest die Gebeine des Herrn Matthias Schulzen, königl. Preuß. 23-jährigen unterthänigst treu gewesenen Postmeisters zu Salzwehel. Er kam allhier 1655 als ein Fremdling an. Durch die heil. Taufe ward er in die Postkarte zum himmlischen Kanaan eingeschrieben. Darauf reiste er in der Lebenswallfahrt durch Schulen und Akademien mit üblichem Verzug. Hernach bei eingetretener Postant und andern Berufsorgen bewies er sorgfältig sein Christentum; bei vorkommenden Unglücksposten richtete er sich nach dem göttlichen Trostbriefe. Endlich bei seiner Leibeschwachheit, dem gegebenen Zeichen der ankommenden Todespost machte er sich fertig. Die Seele reiste den 2. Juni 1711 hinauf ins Paradies, der Leib hernachmals in dies Grab. Gedenke, Leser, bei deiner Wallfahrt beständig an die prophetische Todespost: Jesaja XXXVIII. 1.“

Einer uralten Anschauung von dem Aufenthalt im Grabe ist es zuzuschreiben, wenn dem Verstorbenen bestimmte Beigaben ins Grab gelegt wurden; Gegenstände, von denen man sich eine unseelige Einwirkung auf die Ueberlebenden verspricht. Sie verbindet sich mit einer andern uralten Vorstellung, daß der Tote sich von seinen liebsten Sachen nicht trennen kann. Die Sitte, welche in den gebildeten Kreisen Pommerns herrscht, den Satten die Briefe in den Sarg zu legen, die sie sich als Braut und Bräutigam geschrieben haben, findet in der Mark ihr Gegenstück

In dem Myrthenkranz der Braut und dem Leutling. In der Markt auch werden die Linden gern mit Verstorbenen in Verbindung gebracht. So rauscht in Brielow bei Mathenow die gewaltige walte Linde eine geheimnisvolle Mär von einer schönen jungen Schwedin, die allnächtlich ihren dort bestatteten Bräutigam, einen Offizier, in den Zweigen beweint. Auch in Muppin weiß man, daß der wunderthätige Vater Wichmann in einem gläsernen Sarge unter einer Linde begraben ist. Langdauernd wie die Sage blüht ja auch der Lindenbaum, von dem es in einem schwedischen Volkslied heißt:

„Da wächst eine Lind' auf beider Grab,
Die stehet allda bis zum jüngsten Tag!“ —

Theater.

Berliner Theater: Freilicht. Schauspiel von Georg Meide. — Das Köchlerchen eines preussischen Beamten studiert in München Malerei. Dabei lernt sie manches kennen, was ihr verdanmt gut gefällt, die Freiheit beispielsweise, das Zigarettenrauchen, und einen Norweger. Mit dem Norweger bandelt sie u. bischen in allen Ehren an, sie werden Freunde, Kameraden und wie man sonst die Bekanntschaft nennt, in denen zwei junge Leute sich mit allerlei Tieffinn über den finnischen Charakter ihres Verkehrs hinweg zu täuschen suchen. Zunächst scheint es bei der Freundschaft bleiben zu sollen; denn die Malerin ist mit einem Offizier verlobt, der im ersten Akt auf der Bildfläche erscheint, um sie nach Berlin zurückzuholen. Sie geht auch mit und die zwei nächsten Akte zeigen uns nun, wie sie in der muffigen Luft ihres Elternhauses dahinsiecht. Nachdem sie eine Weile geschwankt hat, läßt sie schließlich doch den Offizier schießen und geht mit dem Norweger durch, der inzwischen nach Berlin gekommen ist. Die beiden etablieren nun in München eine Zigarettenwirtschaft, die aber leider (wie alles schöne in dieser Welt) nur von kurzer Dauer ist. Es geht halt auch nicht mit dem Norweger, und so geht die Heldin zum zweitenmal, um sich nunmehr auf eigene Faust durch das verzwickte Leben hindurchzuschlagen. Das Ganze ist ein Theaterstück ohne jeden dichterischen Wert, das aber gar nicht übel gemacht ist. Nur das Malerinnenmitten im ersten Akt ist ökonomisch geübelt. Nach dem Programm des „Berliner Theaters“ wurde das Stück „zum erstenmale“ aufgeführt. Warum auch nicht? Decarlinge kleine Scherze verfügen das Dasein erhehlich. —

E. S.

Aus dem Tierleben.

— Der Grünsüßling ist, so schreibt E. Vade in der Wochenschrift „Mercur“, einer der bekanntesten und verbreitetsten Vögel aus dem Geschlechte der Finken. Er wird in ganz Europa, mit Ausschluß des hohen Nordens, und besonders in Deutschland überall in Gärten, Feld- und Forstplätzen angetroffen und zieht im Winter als Strichvogel, oft zu großen Scharen vereinigt, mehr aus dem nördlichen Deutschland nach Süden. Zu Ende des Februar, wenn das Wetter nicht zu ungünstig ist, sonst aber bestimmt im März, stellt er sich auf den Brutplätzen wieder ein. Den geschlossenen Wald und reine Nadelwälder meidet er; ferner bevorzugt er die Ebene vor dem Gebirge und in ersterer wird er nie vergeblich in der Nähe von Dörfern und kleinen Städten, wo Auen mit Strohweiden stehen, gesucht. So lange noch nicht die Brutzeit beginnt, oder wenn diese beendigt ist, fliehet er in kleinen Verbänden, oft in Gesellschaft von Ammern und anderen Finken auf die Felder und dort, wo Hauf gebaut wurde, ist er immer zu finden, da dieser seine Lieblingsnahrung ausmacht. Sonst verzehrt er auch noch den Distel-, Kleins-, Nibsanen z., den er von der Erde aufliest, seltener von der Pflanze direkt nimmt. Er ist ein echter Körnerfresser, der animalische Nahrung gänzlich verschmätzt. Schon Ende März beginnt der Grünsüßling mit dem Nestbau. Das Nest wird in der Regel auf einem hohen Baum, nie ist es höher als 2-3 Meter vom Erdboden. Der Bau ist nicht künstlich. Er ist außen aus feinen Borzeln und dünnen Reisern hergestellt, zwischen denen etwas grünes Moos und Flechten eingebaut sind. Dann ist der Nestsatz mit Tier- und Pflanzenwolle, Federn und Haaren sauber ausgefüllt. Die vier bis sechs Eier sind bläulich grünlich mit rotbraunen rotroten Punkten und Flecken gezeichnet. Einzelne Eier tragen auch gelbbraune Schnörkel und Striche. Das Gefieder des Grünsüßlings ist, wie ja der Name schon sagt, in der Hauptfarbe grün. Das Männchen ist an der Oberseite olivgrünlichgrün, Stirn, Augenstreifen, Waden und Kehle sind gelb. Obengegend, Nacken, Schwanz und die unteren Teile sind aschgrau. Die Oberflügel sind gelbgrünlich, unten dunkler. Das Weibchen ist schlichter und milder lebhaft gefärbt. Der Rücken ist braungrau verwaschen, die Flügel sind rötlichbraun gefärbt. Die Mitte der Unterbrust ist weißlich. Kopf und Schnabel sind verhältnismäßig sehr dick und der Körper plump. Zur Brutzeit sitzt der Fink fast den ganzen Vormittag auf den Spitzen der Bäume oder frei auf den unteren Zweigen und läßt ohne Unterbrechung seinen Gesang erklingen. Dabei wird der Hinterleib mit dem ausgebreiteten Schwanz hin und hergeworfen oder das Tierchen steigt bei seinem Vortrag schief in die Luft, klappt die Flügel hoch auf, beschreift in der Luft zwei Kreise und läßt sich auf einen benachbarten Baumast nieder. So unterhält das Männchen den Vormittag über das brütende Weibchen, oder auch es beist ihm zur Abwechslung einmal mit den benachbarten

Männchen seines Meibers herum. Als Stangvogel ist der Grünsüßling jedem, der Körnerfresser halten möchte, zu empfehlen, weil er schon früh mit dem Gesänge, der zwar nicht sehr berühmt ist, beginnt und sich leicht zähmen läßt. Auch die sonstige Anspruchslosigkeit des Vogels ist groß, er läßt sich verhältnismäßig leicht in der Vogelstube zur Fortpflanzung bringen, wo in einem Harzerbanerchen oder in einem in einer Nigabel besetzten Nistkorb das Nest gebaut wird. Mit dem Kanarienvogel paart sich der männliche Grünsüßling leicht. —

Technisches.

ss. Warum die Knöpfe so billig geworden sind. Wenn jemand heute einen Knopf verliert, so kümmert er sich nicht weiter viel darum. Vor 30 bis 40 Jahren war das noch anders, denn die Industrie des Knopfes hat in den letzten Jahrzehnten ungeheure Fortschritte gemacht. Heute werden die Obertheile von 100 Groß Messingknöpfen durch eine einzige Maschine in vier Stunden geschritten und gestanzt, während die gleiche Arbeit von der alten mit dem Fuß angetriebenen Presse in 42 Stunden 40 Minuten besorgt wurde. Die Herstellung der Defen und ihre Befestigung an dem eigentlichen Knopfe wird ebenfalls durch eine einzige Maschine ausgeführt und dauert ebenfalls für 100 Groß nur 4 Stunden, während früher dazu nur 41 Stunden und 40 Minuten gehörten. Die übrige Vervollständigung der Knöpfe erfordert dann noch weitere 4 Stunden anstatt früher 20, und wenn man noch 44 Minuten auf die Ueberwachung und Instandhaltung der Werkzeuge rechnet, so wird heute zur Herstellung von 100 Groß Messingknöpfen eine Zeit von 14 Stunden und 14 Minuten verbraucht gegen 115 Stunden 40 Minuten vor etwa 4 Jahrzehnten. Die Schnelligkeit der Herstellung ist also um mehr als das Achtfache gestiegen. —

Humoristisches.

— Der Strumpf-Fabrikant. „Na, hoffentlich wird die lex Heinge durchgehen. Dann werden wenigstens meine Trikots steigen!“ (Lust. W.)

— Ein neuer Geschäftszweig. „Zu dimmt Da überhaupt der blöde Pöbel immer, die Finanzen würden durch die neuen Flottenpläne ruiniert — gerade das Gegenteil ist der Fall: seitdem mein Gatte als Flottenkapitän angestellt ist, verdient er so viel, daß ich jede Woche ein neues Kleid bekomme.“ —

— Ein Ebelster der Nation. „Der Kellner im Klub will mir kein Geld mehr leihen, mein Jockey hat mir bereits seine letzten Sparfennige anvertraut, sämtliche Schindl meiner Matrosen habe ich schon verlegt — wenn jetzt mein Gaul nicht gewinnt, dann muß ich versuchen, mich durch meiner Hände Arbeit zu ernähren: dann werde ich Falschspieler.“ — (Simpl.)

Notizen.

— Ernst von Wildenbruch's neues Drama „Die Töchter des Erasmus“ ist im Verlage von Freund u. Jodel als Buch erschienen. —

— Clara Wiebig's „Barbara Holzer“ wurde im Wiesbadener „Moskauer-Theater“ in neuer Bearbeitung aufgeführt. Der Erfolg war, besonders nach dem zweiten Akt, bescheiden. —

— Der württembergische Hofkapellmeister Karl Doppler ist in Stuttgart im Alter von 74 Jahren gestorben. —

— Zu den Weltverben um den Großen Staatspreis von je 3300 Mark erhielt der Preis für Bildhauer August Stranz in Berlin, der für Architekten Bernhard Fritsche in Heidelberg. Dem Bildhauer Georges Morin wurde eine ehrende Anerkennung ausgesprochen. —

— Einen weiblichen Assistenzarzt, Dr. med. Eleonore Fischen, hat die Irrenanstalt „Burgbögli“ in Zürich erhalten. —

— Von dem parlamentarischen Ausschuss in Rom ist der Kauf der Galerie Borghese nach dem Vorschlag der Regierung für 3 600 000 Lire beschloffen. Zur Deckung der noch fehlenden 160 000 Lire soll ein Ausfuhrzoll von 5 Proz. auf sämtliche ins Ausland gehenden alten Kunstgegenstände erhoben werden, unter gleichzeitigen Befehl der nur für den früheren Kirchenstaat geltenden Ausfuhrgebühren. —

— Die französischen Gerichte haben den Einspruch der natürlichen Erben der Brüder de Goncourt gegen deren letztwillige Stiftung einer nach ihnen benannten literarischen Akademie beseitigt. Die Einrichtung, die den Mitgliedern der Akademie ein Jahresgehalt von 2000 Francs sichert, soll demnächst ins Leben treten. —

— Ein neuer Planetoid wurde am 22. Februar auf der Sternwarte in Nizza auf photographischem Wege entdeckt. Die Gesamtzahl der kleinen Planeten beträgt zur Zeit etwa 460. —

— Der Buddhismus zählt in Japan zwölf Sekten und verfügte 1898 über 71 910 Tempel. Der Sintoismus hat ebenso viele Sekten, aber 291 962 Tempel im Lande. —